

ROSA IST DIE WELT MIT TIEFBLAUEN FLECKEN

EIN ROMAN VON PHILIPP W. WILHELM



Rosa ist die Welt mit tiefblauen Flecken

Ein Roman von Philipp W. Wilhelm



Über das Buch

Ein Besuch der *Rocky Horror Show* wird für Kulturjournalist Johannes Eisner unerwartet zum Auslöser einer Reise in die eigene Vergangenheit.

Rosa ist die Welt mit tiefblauen Flecken erzählt von Kindheit in den 80ern: Sommer im bayerischen Freibad, gemeinsamen Nachmittagen mit Actionfiguren und Hörspielen, geheimen Treffen in Opas Scheune – aber auch vom scheinbar behüteten Aufwachsen in überforderten Familien, rauchgeschwängelter Geborgenheit, vom Zeitgeschehen und von einer Gesellschaft, die lieber wegschaut als hinschaut.

Ein leiser Roman über fragile Freundschaften, das erste Aufkeimen queerer Identität und Risse, die früh entstehen, aber lange unentdeckt bleiben.

Präludium

Es riecht noch nach Schwimmbad
Und Pommes
Und kaltem Rauch.

Da, wo früher bunte Lichter blinkten,
Starren jetzt Neonröhren müde in den Tag.
Die Luft schmeckt nach verpasster Pause,
Nach altem Kaugummi unter der Bank.

Ich stehe da, wo ich mal stand.
Eine Schallplatte – die Seite Eins –
Dreht sich nur noch in Gedanken.
Die Melodie hängt fest zwischen zwei Tönen,
Wie ein Lächeln, das nie ganz fertig wurde.

Waidwund

Samstag, 14. März 2015

Was für ein miserabler Tag.

Nach der Beisetzung fühle ich mich wie ein angeschossenes Reh, das sich mit letzter Kraft ins Unterholz schleppt, in der Hoffnung, dort nicht mehr gesehen zu werden.

Zuhause angekommen, sinke ich in einen traumlosen Schlaf.

Sonntag, 15. März 2015

Gegen vier Uhr morgens wache ich schweißgebadet auf, schlurfe mit Kopfschmerzen ins Bad, trinke einen Schluck Leitungswasser und werfe dabei aus Versehen einen Blick in den Spiegel. Ich hätte es besser nicht getan. Der gestrige Tag hat tiefe Spuren in meinem Gesicht hinterlassen.

Das bemerkt auch Nick, als er mich am späten Nachmittag wieder weckt.

»Oh Mann, das nenn ich Augenringe.«

»Lass mich ...«

»Geht's dir so weit gut, Jo?«

»Das sind keine Augenringe, sondern Kriegsverletzungen von der Familienzusammenkunft.«

»Fühl ich. Hab selbst kaum ein Auge zugetan. Kaffee?«

»Nö.«

»Ich mach uns nen Smoothie. Bisschen Vitamine.«

»Nick, bitte ...«

»Wann müssen wir los? Kurz nach sieben?«

»Können wir nicht einfach zu Hause bleiben und ne Serie schauen?«

Ich vergrabe meinen Kopf im Kissen.

»Komm schon, Johannes. Der Theaterbesuch wird dir gut-tun, dich ablenken. Ich mach uns schnell ne Kleinigkeit zu essen.«

Wenn er mich aufmuntern will, nennt er mich *Johannes* anstatt *Jo*. Eigentlich sollte er wissen, dass das bei mir das Gegenteil bewirkt. Gott sei Dank konnte ich ihm das mir verhasste *Johnny* abgewöhnen. *Die Vergangenheit ruhen lassen.*

Draußen hat es sich über Nacht richtig eingeregnet. Allein der Gedanke, meinen müden Arsch aus dem warmen Bett zu bewegen, bereitet mir Unbehagen.

Ich will nur schlafen, weil Schlaf das Einzige ist, das nicht wehtut. Aber sehen wir der Tatsache ins Auge: Ob ich will oder nicht – der Abend bleibt mir nicht erspart, denn leider Gottes ist er ein Geschäftstermin. Ein Damoklesschwert, dem ich nicht entkommen kann. Ich soll für *Eingequeert*, das Online-Kulturmagazin, für das ich seit sechs Jahren als Redakteur arbeite, eine Follow-up-Kritik über die Inszenierung der *Rocky Horror Show* schreiben, die zum wiederholten Mal in München gastiert. Als ich den Job angetreten habe, war eine Rezension¹ des Stücks meine Amtseinführung.

»Du bist ja quasi Profi, was den Kult um dieses Musical angeht«, hat Vladimir, der Chefredakteur, damals gesagt und ich verfluchte mich innerlich dafür, dass ich beim Einstellungsgespräch beiläufig erwähnt hatte, im Rahmen meines Studiums eine Seminararbeit über *Rocky Horror* als queeren Safe Space und den Einfluss auf die Community geschrieben zu haben.

Ich atme tief ein.

»Ich sollte krankmachen.«

»Deine Entscheidung, Schatz!«

Ich höre Nick am Herd rumoren. Langsam quäle ich mich aus der Horizontalen hoch in die Vertikale – aua, mein Bein ist eingeschlafen! – und humple Richtung Küche.

»Oder ich frag Larissa, ob sie gehen will. Musicals sind ohnehin ihr Steckenpferd.«

»Dachte, Larissa ist diese Woche in London?«

¹ Rezension im Anhang

»Fuck, hab ich vergessen.«

Ich lasse meinen schmerzenden Kopf am Türrahmen ruhen und beobachte Nick.

Wie er da steht, mit seiner *Daddy's Darling*-Schürze um die schmalen Hüften gebunden, in die Zubereitung des Abendessens versunken.

Akribisch schneidet er eine Zwiebel in kleine Stücke, wirft sie in die Pfanne. »Zwiebeln müssen angeschwitzt werden«, sagt er immer. Wenn es ums Kochen geht, gibt er sich so viel Mühe, selbst wenn er »nur eine Kleinigkeit« zubereitet.

Einer von unzähligen Gründen, warum ich diesen Mann so abgöttisch liebe: seine Geduld, die er aufbringt, wenn er seiner Mutter zum wiederholten Mal erklärt, dass es *People of Color* heißt, nicht *Colorful People* – und nein, dabei handelt es sich nicht um eine Marketingstrategie von *Benetton*. Dieselbe Geduld, mit der er, der sonst so sanfte Nick, stundenlang vor dem Bildschirm sitzt und in *Die Sims 4* erst mit der Sorgfalt eines Architekten Häuser errichtet – nur um die kleinen Polygonfiguren darin einzusperren, Fenster und Türen zu entfernen, jeden Ausweg zu versiegeln – und sich dann mit einer grausamen, fast kindlichen Freude amüsiert, wenn die Pixelbewohner in ihrer Panik beginnen, das digitale Wohnzimmer auseinanderzunehmen.

Nein, diesen Abend kann ich nicht absagen. Seit ich vor drei Wochen mit den Eintrittskarten nach Hause gekommen bin, trägt er diese Vorfreude in sich wie ein kleines Feuer. *Endlich wieder Zeit für uns*. Das *Wir* kam im letzten, kräftezehrenden Jahr tatsächlich zu kurz.

Jede freie Minute habe ich bei meiner Mutter verbracht, wollte da sein. Das Gehetze vom Büro zum Bahnhof, das Organisieren erst im Heim, später im Krankenhaus, die an-

gespannte Stimmung zwischen Mama und Papa, ich dazwischen. Ruhe – ein Fremdwort. Nick war da gewesen, hielt mich im Arm, wenn ich spät abends erschöpft zurück nach München kam und heulend die Nächte auf der Couch verbrachte, nicht mehr wusste, wohin mit mir. Gönn ihm diesen Abend, Jo. Schieb deine Nullbockigkeit zur Seite.

»Okay, dann verwandle ich diesen Zombie mal in einen Menschen. Wann essen wir?«

»In zehn Minuten. In fünfzehn Minuten wären wir dann startklar – so wie du schlingst.«

Nick grinst. Wie ich schlinge. Immer diese Anspielungen auf mein – zugegeben ungesundes – Essverhalten. Wie ein Scheuendrescher werfe ich alles, was mir in die Finger kommt, in den Rachen, kaue zwei-, dreimal, dann wird geschluckt. Tag und Nacht sitze ich für den Job vor dem Computer. Am Wochenende hänge ich am iPhone, checke die Veranstaltungskalender oder kümmere mich ums Community-Management unserer Social-Media-Auftritte. Wir sind ein kleines Magazin mit fünf Mitarbeitenden, mehr kann sich Vladi nicht leisten.

Durch den Stress ist die Nahrungsaufnahme im Alltag zu etwas Nebensächlichem geworden. Frühstück? Fehlanzeige. Mittagessen? Kommt drauf an, wann ich Zeit – selten Appetit – habe. Abendessen? Wenn Nick seinen Spätdienst in der Notaufnahme leistet, verneige ich mich vor den Kochkünsten des Lieferdienstes. Der einst so agile Jo Eisner ist längst zu einer trägen Couch-Potato mutiert. Ist es das wenige Geld wert?

Im Bad vermeide ich zunächst den Blick in den Spiegel. Nach einer schnellen Dusche fühle ich mich etwas wacher.

Ich klatsche mir eine mattierende Tagescreme ins Gesicht, in der Hoffnung, dass sie die tiefen Krater unter den Augen zumindest ein klein wenig kaschiert. Dann schlüpfte ich in die viel zu engen schwarzen Jeans, die laut Nick meinen »Hintern formidabel betonen«, und hole dem Anlass entsprechend ein blutrotes Satinhemd aus dem Schrank. Bei der Berührung mit dem kalten Stoff werden meine Brustwarzen hart. Immerhin etwas. Dazu mein graues Sakko, fertig.

Ein Spritzer *Boss Bottled Intense*, und ich fühle mich gewappnet für das, was bevorsteht.

Nick hat im Wohnzimmer bereits aufgetischt: liebevoll präsentiert er auf Reisnestern arrangierte Gemüsebouquets an selbst gemachter Currysauce. Heute dinieren wir am Esstisch, nicht wie üblich am Couchtisch vor dem Fernseher. Nobel. Als würde Nick den Abend ganz besonders einleiten wollen. Für jeden steht ein kühles Glas Weißwein bereit. Völlig unerwartet schießen mir Tränen in die Augen. Was für ein Glück ich doch habe: ein fester Job, eine schnuckelige 60-qm-Wohnung im Zentrum der bayerischen Landeshauptstadt – und seit drei Jahren lebe ich mit meinem Traummann in einer eingetragenen Partnerschaft.

»Zum Wohl, auf einen schönen Abend!«

»Auf uns.« Wir prosten uns zu. *Alea iacta est.*

Die Würfel sind gefallen.

»Okay, dann auf nach *Frankenstein Place*«, stöhne ich theatralisch.

Nick lacht auf, wuschelt mir durch die blonden Locken und singt: »*There's a light in the darkness of everybody's life.*«

Dabei trifft er auch den einen oder anderen Ton.

Ich muss grinsen.

Er hat recht, die Ablenkung wird mir guttun.

In der Late Night Double Feature Picture Show

Für einen Märzabend ist es ungewöhnlich mild, doch der Schein trügt: Kaum verlassen wir den U-Bahnhof am Sendlinger Tor – Wolkenbruch. Als wir durch den Regen auf das frisch renovierte Deutsche Theater zulaufen, sind wir bis auf die Knochen durchnässt – wie Brad und Janet im Stück nach ihrer Reifenpanne. Mit jedem Schritt rutscht meine Laune eine Stufe tiefer in den Keller.

Ein perfider Racheengel muss wohl meine schlimmsten Befürchtungen erraten haben, denn just in diesem Moment ziehen drei aufgetakelte Landpomeranzen in ausgelatschten High Heels, viel zu engen Dienstmädchen-Outfits und Netzstrümpfen an uns vorbei. Sie bestätigen auf einen Blick jedes Klischee der Vereinigung von übertriebenem Fandom und Landbevölkerung.

Im Schlepptaum – wie sollte es anders sein? – ihr offensichtlich schwuler bester Freund, der sich die Gaudi auf keinen Fall entgehen lassen wollte. Also hat er sich in ein enges Mieder schnüren lassen und die schreiend pinke Perücke vom letzten Fasching ausgegraben. Dass sie während der Zugfahrt nicht nur *eine* Flasche Prosecco geleert haben, ist schwer zu überhören.

»Lääätz duuu sä Teiim Wooop agäään!«, grölen die vier Grazien – zwölfstimmig. Ich wünsche mir einen Exorzisten herbei.

»I hob im Internet no a Listn gfunden, wann genau ma den Reis schmeißn solln!«, brüllt Dienstmädchen Nummer eins ihrer Sippe zu. Ein Blick auf ihre prall gefüllten Rucksäcke verrät einen getätigten Überfall auf alle Drogeriemärkte im Landkreis, bei dem sie sämtliche Bestände an Toilettenpapier und Naturreis eingesackt haben. Ich ahne es: Sie werden die Utensilien benutzen, und niemand wird sie aufhalten können.

Ruckartig zerze ich Nick ins Foyer. Dort erwartet uns ein routiniert gelangweilter, aber recht ansehnlicher Kontrolleur.

»Willkommen im Deutschen Theater. Ihre Tickets, bitte.«

Mein Gott, der Arme. Im Gegensatz zu mir darf er keine Miene verziehen. Immer höflich bleiben, Servicekraft. Ich halte ihm meinen Presseausweis unter die Nase.

»Ah, die Herren von der Presse.«

Dann scannt er die Barcodes der E-Tickets auf meinem iPhone und wünscht uns einen »aufregenden Abend«.

Danke, aufregen werde ich mich mit Sicherheit.

Das Foyer ist bereits gut gefüllt. Zwischen dem distinguierten Münchner Durchschnittspublikum tummeln sich einige Fans der ersten Stunde, die zur Geburtsstunde der *Rocky Horror Show* im Jahr 1973 längst das dreißigste Lebensjahr überschritten hatten, sowie etliche Besucher in billigen Frank- und Magenta-Outfits aus der Internet-Resterampe.

Als die vier Reiter*innen der Spaß-Apokalypse ums Eck wanken und den Merchandise-Stand ansteuern, flüchte ich, Nick vor mir herschiebend, zur Bar.

»Zwei Bier, bitte sehr. Neun Euro vierzig.«

»Ein Schnäppchen. Schnäpschen wäre mir grad lieber«, murmle ich.

Nick wirft mir einen dezent angesäuerten Blick zu.

»Sollen wir gehen? Dein Spaß hat doch längst ein Loch.«

Ich antworte nicht und nippe stumm an meinem Bier.

»Für uns vier Prosecco!«

Wohlbekannte Stimmen von links.

»I bin gspannt, ob heut der aus dem Film den Frankfurter spielt, den find i verdammt sexy!«

»Is des der Blonde?«

»Naa, der mit de Locken!«

»Aber auf dem Plakat draußen ist der Frankfurter blond!«

»Des is doch a Perückn!«

»Hat der im Film ned schwarze Haar ghabt?«

»Ja, des is der Tim Curry!«

»Ah so! Und der hat jetzt blonde Locken?«

»Na, der von heut is blond, ned der Tim Curry.«

Fachsimpeln auf höchstem Niveau.

Hätte ich einen Hut, würde ich ihn ziehen.

Beinahe rutscht mir ein *Ich glaube nicht, dass Tim Curry heute die Rolle des Doktor Frank-N-Furter spielen wird, da der Film, auf den Sie sich beziehen, aus dem Jahr neunzehnhundertfünfundsiebzig stammt und der mittlerweile knapp siebzigjährige Schauspieler seit nunmehr drei Jahren querschnittsgelähmt im Rollstuhl sitzt* heraus, aber dann würde ich mich als Kenner der *Rocky Horror Show* outen – und Herrgott: alles, nur das nicht.

Reihe sieben, Platz vier und fünf.

»Immerhin am Rand«, stelle ich erleichtert fest.

»Dann kannst du ja flüchten, wenn es dir zu viel wird.«

Der passiv-aggressive Ton in Nicks Stimme ist nicht mehr zu überhören. Brems dich ein, Jo!

Meine neuen Freunde sitzen zwei Reihen hinter uns.

Obwohl sich die dröhnende Musik aus dem Foyer mit der Geräuschkulisse des Auditoriums zu einer Kakophonie vermischt, verstehe ich jedes einzelne Wort aus Reihe neun.

»Scheiße, mei Wasserpistoin is leer!«

Seiner Stimmlage nach zu urteilen, wurde ihm soeben mitgeteilt, dass er als einziger Homosexueller vom diesjährigen Christopher Street Day ausgeschlossen wurde.

»I hab no a Flaschn Sprudel dabei, Gunni. Wart, i füll dir was ein.«

Womit um alles in der Welt habe ich das verdient? Ich spüre schon förmlich lauwarmes, mit Speichel durchsetztes Wassergepritschel auf meine gerade trocknenden Haare herniederregnen. Als wolle sich das Schicksal einen Spaß erlauben und mir all meine Nicht-Wünsche ausgerechnet heute in

Erfüllung gehen lassen, prallt im nächsten Moment etwas Hartes gegen meinen Hinterkopf.

»Oh, tschuldigung!«

Reihe neun meldet sich zu Wort.

Langsam drehe ich mich um und entdecke das Corpus Delicti. Eine kleine grüne Wasserpistole liegt einsam auf dem Boden und tröpfelt unschuldig vor sich hin. Ich fixiere die pinke Perücke. Das also ist Gunni.

»Sorry, die is mir aus Versehen auskommen. I wollt Klo-papier schmeißn.«

Unsere Blicke treffen sich. Für einen kurzen Augenblick verändert sich sein Gesichtsausdruck, und er schickt breit grinsend ein »Oh hallo, servus« hinterher. Danke für diesen unangebrachten Flirt. Wortlos hebe ich die Wasserpistole auf und werfe sie mit genügend Druck zurück.

Humor ist ein Stück Treibholz auf dem Brackwasser der Seele. Johannes, du wirst heute Abend nicht in dieser Partyhölle untergehen! Also sage ich, gut hörbar für Gunni in den Raum hinein: »Manche Menschen sind so lustig wie eine Feiertagsmatinee im Krematorium.«

Kaum habe ich den Satz ausgesprochen, manifestieren sich in mir Bilder vom gestrigen Tag.

Wie absurd ist eigentlich so eine Urnenbeisetzung? Du lebst dein Leben, und am Ende bleibt von dir nichts als Staub, abgefüllt in eine kleine Dose. Ein Mini-Bierfass voller Erinnerungen, Erfahrungen und Knochenmehl. Sternengstaub aus dem Zapfhahn. Prost. Da hat meine Therapeutin am kommenden Mittwoch alle Hände voll zu tun, um Jo Eisner wieder auf Spur zu bringen. Ich versuche, den Gedanken beiseitezuschieben, habe aber die Rechnung nicht mit Nick gemacht.

»Apropos Krematorium. Wenn die hier so weitermachen, dann fackeln sie das Theater noch vor dem ersten Lied ab«, sagt er. Er hat recht: Die Vorstellung hat noch nicht angefangen, und die Luft ist bereits geschwängert von Konfetti und Klopapier-Schwaden. Inmitten dieser Verwüstungsorgie blitzen vereinzelt brennende Wunderkerzen und aufflammende Einwegfeuerzeuge über den Köpfen der Spaßgesellschaft auf. War da nicht ein Aushang im Foyer? Brennmittel aller Art untersagt? Na, mir kann's egal sein. Baut die Stadt halt ein neues Theater, wenn dieses in dreißig Minuten während *Over at the Frankenstein Place* niederbrennt.

Wann habe ich selbst eigentlich zuletzt während einer *Rocky Horror Show* laut grölend mit Klopapier geworfen, um die Geburt der namensgebenden Titelfigur zu bezeugen?

Das muss an meinem dreißigsten Geburtstag gewesen sein, im Museum Lichtspiele. In diesem kleinen Kino läuft seit 1977 jedes Wochenende die Verfilmung des Musicals unter dem Titel *The Rocky Horror Picture Show*. Wir waren fünfzehn Leute, darunter auch Mama und Papa. Das Thema Trennung stand bereits im Raum – aber man gibt sich halt Mühe, die Sorgen unter Anstrengungen zu verstecken und dem Sohn nicht noch einen Ehrentag zu verderben. Als ob ich nicht längst von Papas Affäre gewusst hätte.

Flupp.

Ein halb aufgerissener Reisbeutel macht eine Bruchlandung auf meinem Kopf und entlädt sich leise rieselnd in meinen Hemdkragen.

Als Uncle Ben's Überreste ihren Platz in meiner Poritze gefunden haben, gebe ich auf. *Cards for sorrow, cards for pain ...*

Akzeptier es, Jo. Diesen Feierwütigen geht es längst nicht mehr um die Musik, geschweige denn um die Aussage des Stückes – wenn es eine hat. Dieser Abend dient auch nicht dem gemeinsamen Zelebrieren der sexuellen Freiheit oder der Akzeptanz des Individuums, sondern rein der Selbstinzenierung seines Publikums.

Gunni ist es egal, ob vor sechsundvierzig Jahren Homosexuelle und transidente Menschen in den USA für ihre Rechte auf die Straße gegangen sind. Hauptsache, er und seine Freundinnen können heute ihren Fummelfasching feiern und mal so richtig die Sau rauslassen. Denn morgen hocken sie wieder in ihren bequemen Bürossesseln und schwatzen spießigen Familienvätern einen Kredit für den neuen SUV auf. Ich atme tief ein. Jo, was zur Hölle machst du hier überhaupt?

»Hast du den gesehen?«

Nick knufft mich in die Seite und deutet verstohlen nach links. Ein pickeliger Teenager – ich schätze ihn auf dreizehn oder vierzehn – betritt das Auditorium. Er trägt eine hautenge Corsage, Netzstrümpfe und einen Lederslip, der eine Beule präsentiert, die mir unwillkürlich die Schamröte ins Gesicht treibt. Er ist mit Abstand der Jüngste unter den verkleideten Freaks. Seine Begleiter – die Eltern, nehme ich an – tragen elegante Abendgarderobe und wirken neben ihrem Schützling in dieser Trümmertuntenhöhle seltsam verloren. Zielsicher steuern sie die drei freien Plätze neben Nick und mir an. Und als ich den Mitmach-Kit in der Hand von Frank-N-Junior entdecke, war's das.

Rocky Horror ist mehr als nur ein Event-Spektakel oder *Hau-auf-die-Kacke*-Gaudi. Für mich ist sie pure Nostalgie, mehr noch: ein Stück Kindheit. Und die lasse ich mir von euch

heute sicherlich nicht noch mehr kaputt machen! Ich stemme mich hoch und packe meine Jacke, die ich wohlweislich nicht an der Garderobe abgegeben habe.

»Du haust nicht wirklich ab, Jo?«

Nick ist von meiner spontan geplanten Flucht dermaßen überrannt, dass er glatt sitzen bleibt. Fassungslosigkeit steht ihm ins Gesicht geschrieben.

»Tut mir leid, Schatz, aber ich pack das nicht.«

»Entschuldigung, könnten Sie vielleicht ein Foto von uns machen?«

Ich fahre herum und starre in die eisblauen Augen von Frank-N-Junior. Er dreht sein Handy in den Händen und lächelt mich freundlich-verlegen an. Noch bevor ich antworten kann, nimmt sein Begleiter – er dürfte nur zwei, drei Jahre älter sein als ich – den Gesprächsfaden auf.

»Für unseren Sohn ist's das erste Mal live, wissen Sie.«

Nicks Kopf taucht neben mir auf. »Cooles Outfit!« Er zeigt einen nach oben gestreckten Daumen.

»Danke! Wir spielen das Stück grad in der Schule.«

»Lass mich raten, du machst den Frank?«, antwortet Nick.

Der Kleine strahlt und nickt. Ich schlucke. In seinem Alter schon so exaltiert? Dann sage ich: »Die Rolle erfordert viel Mut. Komm, gib her« – ich deute auf sein Handy.

Junior drückt mir das Gerät in die Hand, und die Familie wirft sich in Positur.

Nachdem ich das Foto gemacht habe, gebe ich das Handy zurück und wünsche viel Spaß bei der Show.

»Und gutes Gelingen für eure Vorstellung!«

»Danke schön, werde mir Mühe geben. Don't dream it, be it!« Junior lächelt, ich lächle zurück.

Im Saal wird es dunkel. Ich sinke seufzend zurück in den Sessel.

»Tut mir leid«, sage ich zu Nick. Nicht laut, nicht leise. Einfach so, mitten zwischen uns. Er schaut mich an, wartet. »Ich weiß gerade nicht, ob das hier für uns mache – oder nur, weil ich gelernt habe, Dinge auszuhalten.«

Der Satz hängt zwischen uns wie etwas, das man nicht mehr zurückholen kann. Nick dreht seinen Kopf zu mir. Er fixiert mich, beißt sich auf die Lippen.

»Danke«, flüstert er schließlich und drückt mir einen Kuss auf die Wange.

Düstere, fast sphärische Klavierklänge setzen ein. Ungewohnt und unheilvoll, gleichzeitig zart und unschuldig. Gänsehaut. Eine bleich geschminkte Frau, als Platzanweiserin verkleidet, stolziert aus der Bühnengasse, wendet sich verstörend langsam ans Publikum. Sie schreitet in den Lichtkegel, der ihre Position markiert. Die *Usherette*. Dann öffnet sie ihre blutrot geschminkten, vollen Lippen und singt die mir seit so vielen Jahren wohlvertrauten Worte:

»Michael Rennie was ill, the day the earth stood still,
but he told us where we stand.«

Ein wohliger Schauer durchfährt meinen Körper.

Dieses Lied. *Science Fiction Double Feature*.

Wie oft habe ich den Song in meinem Leben gehört?

Es nützt nichts, ihm die Stirn zu bieten – diese Melodie beschwört einen Wetterumschwung in meiner Seele herauf.

Plötzlich ist mir klar: Genau davor habe ich mich den ganzen Tag gefürchtet. Meine alte Freundin, die Melancholie, hat sich heimlich, still und leise ins Theater geschlichen und einige Reihen hinter mir Platz genommen. Und sie ist nicht allein. Ich muss mich nicht umdrehen, um zu wissen, wer da noch sitzt.

»*Flow morphia slow, let the sun and light come streaming into my life*«, erklingt Nonnas Stimme in mir.

Ich schließe die Augen. Spüre eine einzelne, dicke Träne über meine Wange kullern.

Szenenwechsel vor dem inneren Auge.

Das Theater um mich herum verschwindet.

*Ich, zehn Jahre alt, im Wohnzimmer meiner Freundin Becky.
Die VHS-Kassette – heimlich – eingelegt.
Der Fernseher flimmert.
Tim Curry schmachtet.
»Ein Sexfilm?«, flüstert Becky.*

Schnitt.

*Max und ich im Scheunenmoor.
Er trägt Kopfhörer und grölt lauthals eine Zeile aus der Show.
»Rose tint my world, keep me safe from my trouble and pain.«*

Stopp!

Meine Erinnerung spielt mir einen Streich.
Nie im Leben hat Max ...

Rosa ist die Welt, hält mich fern von meinen Sorgen und Pein.

Lüge.
As if!

Geburt

Am 28. Januar 1981 um Punkt sieben Uhr zweiundzwanzig schoss ein dynamischer Endzwanziger auf die Empfangsdame der Klinik mit den Worten zu:

»Beeilung! Tun Sie doch was, unser Kind kommt!«

Gefolgt von einer kreischenden, hochschwangeren Frau.
»Oh Gott, es will raus. Ich brauche einen Notarzt!«

Dabei blockierte sie die elektronische Eingangstür, die stoisch versuchte, sich zu schließen, was natürlich nicht gelang. In Anbetracht der prekären Einschätzung der werdenden Eltern im Umgang mit der Situation war die Rezeptionistin – Gott sei Dank – so geistesgegenwärtig und schob die beiden Richtung Kreißsaal. Bedauerlicherweise war die Hebamme noch nicht zur Stelle.

»Wie soll das denn gehen, ohne Hebamme?«

Was der werdende Vater nicht ahnte, war, dass ein Kind, das aus dem Mutterleib herauswollte, es auch ohne Hebamme versuchen würde. Das traf auch auf mich zu. Die Mutter spürte, wie ich mich in Richtung Geburtskanal legte, und sie schrie vor Schmerzen.

Da sich mein Vater selten in Augenblicken aufhielt, die nicht sofort zum Erfolg führten, präzisierte er seine Beschwerden. Diesmal brüllend: »Was ist denn das für ein Laden hier? Wo bleibt das Personal? Wie lange muss ich denn noch warten?!«

Um mir nicht bereits frühkindlichen Ärger einzuhandeln, entschied ich, einen Gang zuzulegen. Doch meine Mutter hatte es sich anders überlegt.

»Nein – ich halte das nicht aus! Ich will wieder heim!«

Mein Vater beschloss indessen, den Wagen umzuparken. Als er wenige Minuten später wieder das Krankenhaus betrat und sah, dass die werdende Mutter sich immer noch im Zustand höchster Hysterie befand, brüllte er: »So gebt ihr doch was. Seht ihr nicht, wie meine Frau leidet?!«

Das Personal hatte Erbarmen, und man gab ihr Lachgas, damals ein gängiges Betäubungsmittel, welches zwar heftige Albträume auslöste, sie aber von ihren Geburtswehen ablenkte.

»Der Kopf ist schon zu sehen.«

Der Ausruf der inzwischen eingetroffenen Hebamme führte dazu, dass mein alles-im-Griff-habende Vater aus den Schuhen kippte und ärztlich versorgt werden musste.

Diese Gelegenheit nutzte ich und flutschte aus dem Mutterleib in die grellen Lichter des Kreißsaals, während meine vollkommen erschöpfte Mama dank farblosem Stickstoffmonoxid entkoppelt von der Realität in wohlverdienten Tiefschlaf fiel.

Schon Wochen vorher war es zu einem handfesten Streit im zukünftigen Elternhaus gekommen, was den Namen des Kindes betraf. Nachdem mir Matthias, Lukas und Abraham erspart geblieben waren, einigte sich Mama auf Peter. Ihren verdienten Erholungsschlaf nutzte nun mein siegessicherer Papa und entschied die Namensdiskussion für sich. Als die frischgebackene Mutter Stunden später aus ihrem komatösen Zustand erwachte und sich zunächst über das rosafarbene Nachthemd an ihrem Leib und dann über das schlafende Kind in ihren Armen wunderte, hatte ich bereits einen Namen: Johannes.

Hier war ich also. Johannes Eisner.

Im Gegensatz zu meinem biblischen Namensvetter sollte ich jedoch Zeit meines Lebens ungetauft bleiben.

Familie

Wenn man in einem niederbayerischen Dorf aufwächst, sorgen Namen für Auswärtige aus dem Norden oft für Verwirrung. Aus Josef wird *Seppe*, aus Matthias *Hias*, aus Johann *Hansi*. Kommt dann noch ein landwirtschaftlicher Betrieb hinzu, wird es komplizierter. Aus Florian Müller wird ein *Hansbauer*, aus Josef Brandl der *Thalbauer*.

Wie einfach erweist sich die Namensgebung für eine bayerrische Großmutter. Die nennt man Oma oder – in meinem Fall könnte man annehmen – die *Hundhammer-Oma*.

Aber weit gefehlt!

»Mein kleiner Giovanni, hier ist deine Nonna!«

Mit diesem Aufschrei stürzte Oma Beate auf der Entbindungsstation ins Zimmer meiner Mutter, mit Opa Ludwig im Schlepptau.

Ich fühlte mich nicht angesprochen, war noch keiner Fremdsprache mächtig und musste mich außerdem von den Strapazen der letzten Nacht erholen.

Meine Mutter sah das ein wenig anders.

»Dein Enkel heißt Johannes, und du machst sofort die Zigarette aus, Mutti! Das ist ein Krankenhaus, kein Wohnzimmer!«

Oma Beate drückte mich an ihre Brust, und ich drehte gerade noch den Kopf zur Seite, bevor mir die Asche aufs kahle Haupt fiel.

»Beate, mach die Zigarette aus!«, drängte Opa Ludwig.

Oma verdrehte die Augen, öffnete das Fenster und schnippte die Kippe nach draußen.

Meine Mutter war schnappatmend am Explodieren, aber der Blick meines Vaters – *Reg dich nicht auf, du kennst sie ja* – beruhigte sie etwas. Er wusste: Sobald seine Schwiegermutter Beate in Aktion trat, setzte sie alle Regeln außer Kraft. Obendrein war sie sehr beharrlich.

»An den Rauch wirst dich schon gewöhnen, Giovanni. Mach doch mal deine Augen auf, ich bin's, deine Nonna.«

»Oma, Mutti!«

»Nonna. Es ist wichtig, dass ein Kind mehrsprachig aufwächst. Mein Gott, Kind, das ist aber ein Brocken! Wie hast du denn *den* rausgekriegt, wo du doch so schmal gebaut bist?«

Mit diesen Worten drückte sie mich an ihr beachtliches Dekolleté und verwandelte mich in ein Chanel-Nr.-5-Wölkchen. Auch bei eisigen Temperaturen geizte sie nicht mit ihren Reizen.

Optisch war Oma Beate in der Hippie-Ära hängengeblieben. Sie trug mit Vorliebe gemusterte Schlaghosen, eine wilde rote Mähne, rote Fingernägel und war schmuckbehangen wie Elizabeth Taylor – nur ohne deren Juwelen.

Kurz: Sie passte in unser Dorf wie das römische Kolosseum aufs Land.

Oma Beate war ihrer Zeit voraus.

Als Nordlicht im Jahr 1937 in Delmenhorst geboren, kam sie im Alter von sechs Jahren mit ihrer Familie nach Süddeutschland. Nach anfänglichen Startschwierigkeiten im eher grantig-gemütlichen Bayern akklimatisierte sie sich in den folgenden Jahren zusehends, doch ihre extrovertierte Art, gepaart mit ihrer extravaganten Optik, trug nicht unbedingt dazu bei, vollends anzukommen.

Nach ihrer Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau im überschaubaren Plattling zog die neunzehnjährige Beate in die große weite Welt nach München, um nach einer enttäuschenden Liaison mit Karl, einem akribischen Beamten von der Steuerfahndung, wieder im niederbayerischen Plattling zu landen, diesmal – Ironie des Schicksals – im Café *Große Freiheit* als Bedienung.

Dort traf sie auf Ludwig Hundhammer, tingelnden Gitarristen und passionierten Sänger, der mit *'O Sole mio* endgültig ihr Herz eroberte. Er beherrschte alle Gassenhauer seiner Zeit. Sein Herz brannte für italienische Volksweisen. Einen Wimpernschlag später war sie zu ihm in sein Heimatdorf gezogen.

Die Musik war seine Leidenschaft, aber die Brötchen verdiente der gemütliche, runde Bayer als Hausmeister an der örtlichen Grundschule. Beate suchte sich in der nächstgelegenen Stadt eine Anstellung als Verkäuferin in einem Geschäft für Damenoberbekleidung. Kein Jahr später waren Ludwig und sie verheiratet und erwarteten aufgeregt Nachwuchs: ihre Tochter Petra.

Oma Beate war wie so viele Deutsche tief im Herzen überzeugte Italienerin und verbrachte ihre Urlaube am liebsten im Land der Römer. Die ersten Jahre war der Gardasee für sie das Paradies auf Erden. Als sie dort aber eines Tages beim Abendessen im verschlafenen Fischerdorf Bardolino von einem pensionierten Berliner Ehepaar angesprochen wurde (*»Ach, Günter, weeste – is det nich schön – am janzen See trifft man auf unsre Landsleute – Sachen Se, wo kommen Se denn her – ach, aus Bayern – och, Günter, die zwee kommen aus Bayern – det is ja ooch janz bezaubernd da – ick bin übrigens de Ursula, könnense aber ooch Uschi zu mir sagen.«*), weigerte sich Oma, jemals wieder dem Gardasee einen Besuch abzustatten.

Die Italienischkurse an der Volkshochschule sollten dennoch nicht umsonst gewesen sein. Italien blieb ihr bevorzugtes Urlaubsland, und es zog sie weiter südlich. Die italienische Riviera war ihr nicht weit genug. Die Toskana war ihr zu grün (*»Hier sieht's ja aus wie bei uns im Garten«*), Rom zu städtisch (*»Da können wir gleich nach München fahren«*) und zu nah am Vatikan (*»Alles Halsabschneider«*).

Also weiter Richtung Stiefelspitze. Neapel sollte ihre neue Wahlheimat auf Zeit werden. Sehr zum Leidwesen meines Großvaters. Opa Ludwig war leicht übergewichtig, ertrug alles außer Hitze.

Er bevorzugte das Wandern im Schatten der Berge, am liebsten in Österreich. Aber gegen seine Beate war er machtlos.

Also fügte er sich regelmäßig seinem Schicksal, zwängte sich in den kleinen gelben *Fiat Nuova 500*, um meine Großmutter dorthin zu bringen, wo die rote Sonne romantisch im Meer versinkt – nach Capri. Dort blühte sie auf. Es war ihr egal, dass die Küste felsig und der Eintritt ins Schwimmbad horrend war. Sie fühlte sich sofort heimisch.

Jeder Gelato-Verkäufer kannte bald ihren Vornamen. Ob es an ihrer Gewohnheit lag, sich beim ersten Sonnenstrahl das Bikinioberteil vom Leib zu reißen oder sich in die kürzesten Shorts zu zwängen, bleibt dahingestellt – sie schob es stolz auf ihre guten Italienischkenntnisse.

Während sich Oma Beate in der prallen Sonne goldbraun braten ließ, unternahm Opa Ludwig Ausflüge aufs Festland und erkundete die Gegend rund um Neapel. Wenn er nicht gerade am Kraterrand des Vesuvs herumkraxelte, spazierte er durch die Gassen oder schlief im Schatten der Hänge des Vomero. Er nutzte diese Auszeit, um sich seiner Leidenschaft, der Musik, hinzugeben.

Auf seinen Wanderungen hielt er es für angebracht und der Landschaft geschuldet, italienische Sangestexte zu schmettern. Meist vergaß er darüber die Zeit. Oma mischte indessen im Hotel das Personal auf und sah sich schon als Witwe, die ihren Mann an den Vesuv verloren hatte. Der aufmerksame Portier Alfonso vom Hotel Garni Maestro hätte die Signora gerne getröstet, doch früher oder später tauchte Ludwig dann doch wieder auf. Sie empfing ihn mit Schimpftiraden und Scheidungsdrohungen. Dann fiel sie in eisiges Schweigen.

Letzteres kam Opa sehr gelegen, wie er mir später einmal schmunzelnd erzählte. »Weißt du, deine Oma regt sich leicht auf. Dann ist sie erschöpft und benötigt eine lange Pause. Aber sie meint es nie böse mit mir.«

Nicht selten verlief auch die Heimfahrt schweigend. Aufregen konnte Opa sich nur über die Zigarettenschwaden, die ihm die Sicht vernebelten.

»Nächstes Jahr kannst fliegen«, hustete Opa, als Nonna zu Hause ausstieg und die Autotür zuschlug. Als er stöhnend ihre Koffer ins Haus wuchtete, plauderte Beate bereits auf ihre Tochter ein: »Wir hatten so einen schönen Urlaub. So harmonisch, gell, Wiggerl?«

Opa schwieg.

Am nächsten Tag stellte er die gesamte Familie vor vollendete Tatsachen und verkündete, dass er sich eine neue Bleibe suchen würde. Anscheinend waren die letzten Jahre doch nicht so spurlos an ihm vorübergegangen, wie Oma gerne geglaubt hatte.

Sie verfiel in tiefes Schweigen, meine Mutter allerdings war erzürnt. »Und das im Dorf! Papi, du blamierst uns restlos vor den Nachbarn!«

Alles, was Oma dazu zu sagen hatte, war:

»Tja, Wiggerl, dann war das unser letzter gemeinsamer Urlaub. Möchtest du die Scheidung einreichen?«

»Nein, Beate, ich will nur nicht mehr mit dir zusammenwohnen.«

»Gut, dann verbleiben wir so.«

Opa atmete erleichtert auf. Er packte seinen Lederkoffer, den alten, abgewetzten, den er nie nach Italien mitnehmen durfte.

Mit den Möbeln, die ihm Oma Beate großzügig aus dem gemeinsamen Haushalt überließ – ein Bett aus dem Kinderzimmer und ein Sofa –, zog er zwei Straßen weiter in die Mansardenwohnung einer Witwe.

Den Rest des Mobiliars zimmerte er in der alten Scheune, die ihm als Werkstatt diente, zusammen. Wenn er sägte, schliff und polierte, war das für ihn Meditation. Mit jeder Fertigstellung wurde er ausgeglichener und ruhiger.

Er hatte viele Jahre lang damit verbracht, zu versuchen, bei der Rastlosigkeit seiner Frau und ihrem Tempo mitzuhalten, was bei ihm zu Verschleiß geführt hatte. Oma Beates Allgegenwärtigkeit, ihre ständigen Forderungen, die ihm den Schlaf raubten, konnte er nicht mehr mittragen. Inzwischen erholte er sich auch im Urlaub nicht mehr. Er musste die Reißleine ziehen. Sollen die Leute doch reden. Er liebte seine Frau, aber er benötigte seine Auszeiten. Basta!

Die Eltern meines Vaters habe ich nicht mehr kennengelernt. Sie waren einige Jahre vor meiner Geburt verstorben und hinterließen ihrem Sohn einen »Berg voll Schulden«, wie Papa immer sagte. »Gott sei Dank« war er laut Mama ein »Studierter« und verbrachte viel Zeit mit dem Aufbau seiner Steuerkanzlei. Tagtäglich fuhr Papa in die Stadt, um dort »das Geld für uns zu verdienen«, wie er nicht müde wurde zu erwähnen. Laut seiner Aussage war »unser Lebensstandard kostspielig«. Und »Kinder sind ein Kleinwagen«, was auch immer er damit meinte. Also bekam ich ihn meist nur abends, vor dem zu Bett gehen, zu sehen. An den Wochenenden schuftete er auf der Baustelle vor unserem Haus. Ich hörte Mama oft sagen: »Manfred, willst du nicht die Arbeiten jemand anderem überlassen? Wir können es uns doch leisten.«

Mama hatte ihren Beruf als Steuerfachangestellte aufgegeben, um sich ganz ihrer kleinen Familie zu widmen. Da unser neu gebautes Haus groß war, kümmerte sie sich mit Hingabe um den Haushalt und verbrachte viel Zeit damit, ihrem liebsten Hobby nachzugehen: putzen. Sie putzte so gründlich, dass jeder nicht ausgezogene Schuh sie hysterisch werden ließ und sie sofort zum Putzeimer greifen musste. Dumm nur, dass ich gerne draußen spielte. So kam ich stündlich verdreckt ins Haus, was eine Kettenreaktion auslöste: fertig geputzt, Kind kommt vom Spielen, Mutter bekommt einen Anfall und beginnt wieder zu putzen. Also verbrachte ich viel Zeit bei Oma und Opa.

Aufgrund ihrer getrennten Wohnungen war es oft ein Kampf, wer mich wann haben könnte. Oma blieb in ihrem Häuschen am Rand des Dorfes, mit einem kleinen Garten und einem kleinen Teich. Perfekt zum Spielen! Hier durfte ich toben, wie ich wollte. Für mich war es als Kind bald das Normalste der Welt, dass Großeltern in zwei getrennten Haushalten lebten, obwohl sie verheiratet waren. Auf dem katholischen Dorf zerrissen sich alle das Maul darüber.

Da mein Vater die meiste Zeit in der Arbeit verbrachte, war es die Aufgabe meiner Mutter, uns ein »anständiges Zuhause« zu schaffen. Und dabei war ich oft im Weg.

Eines Tages – ich muss so drei gewesen sein – tobte ich wieder etwas zu laut durchs Haus, woraufhin Mama einen ihrer »Hysterischen« bekam, wie Papa es nannte. Er packte mich ins Auto, und wir machten einen Ausflug, damit Mama sich wieder beruhigen konnte.

Vor der Fahrt drückte er mir eine Breze in die Hand. Ich liebte Brezen! So war es auch wenig verwunderlich, dass ich sie wie ein Scheunendrescher in mich hineinstopfte.

Wir hielten vor einem großen Autohaus. Ein geschäftiger Verkäufer führte Papa herum und zeigte ihm die neuesten Modelle. Dabei verloren sie mich irgendwann aus den Augen. Ich kletterte in ein Auto, das der Verkäufer als *Opel Manta* vorgestellt hatte, und versteckte mich auf dem Rücksitz. Nach einer Ewigkeit entdeckte mich der Verkäufer.

»Um Gottes willen, was ist das denn für eine Sauerei! Ihr Sohn hat den ganzen Manta vollgekotzt!«

Er hatte recht: Ein Brei aus erbrochenen Brezenstückchen, vermengt mit dem Kakao vom Frühstück, benetzte den nigelgelneuen Autositz. Papa entschuldigte sich vielmals, versprach dem wütenden Mann, für die Reinigung aufzukommen, stellte mich auf die schlotternden Beine und zog mich hinter sich her zu unserem Auto. Das Donnerwetter, das mich auf der Heimfahrt erwartete, war mir definitiv eine Lehre. Nie wieder würde ich eine Breze essen.

Ein paar Wochen später fuhr ich mit Mama in die Stadt – »Schuhe kaufen für Johannes«. Da sie keinen Führerschein hatte, nahmen wir den Bus. Wir kauften oft Schuhe, was laut Mama an meinen Füßen lag, die sich rasant und prächtig entwickelten.

Im großen Schuhhaus gab es eine breite Kinderrutsche, die in ein randvoll mit bunten Bällen gefülltes Auffangbecken mündete.

Es war der Vorfreude geschuldet, dass ich brav sitzen blieb, meine Füße vermessen ließ und mir in diversen Schuhen auf den großen Zeh drücken ließ.

Der Schuhkauf endete meist mit Mamas Worten:

»Wenn wir schon mal da sind, schau ich mich noch schnell um.« Daraufhin probierte sie alles an, was die Damenabteilung hergab – und das konnte dauern.

An diesem besagten Tag ließ Mama sich schon sehr viel Zeit beim Probieren, und ich musste dringend auf die Toilette. Da ich sie zwischen den mannshohen Regalen aus dem Blick verloren hatte, bestieg ich die Kinderrutsche, ging in Position und sauste dem Meer aus bunten Bällen entgegen.

Als ich das Becken erreichte, spürte ich, wie sich ein großer nasser Fleck auf und in meiner Hose breitmachte. Tränen schossen mir in die Augen.

»Wo bist du denn, Johannes?«

Ich streckte meinen Kopf über den Rand des Beckens und sah sie auf mich zulaufen.

Als Mama meine nasse Hose bemerkte, war sie nur mäßig begeistert. »Du weißt doch ganz genau, dass du nicht unbeaufsichtigt rutschen darfst! Und jetzt bist du auch noch klitschnass!«

Sie wandte sich an eine vorbeigehende Verkäuferin.

»Entschuldigen Sie bitte, mein Sohn hat ins Bällebad gepinkelt! Ausgerechnet heute haben wir es mal ohne Windel versucht. Es tut mir schrecklich leid!«

Die Verkäuferin verzog das Gesicht.

»So was kommt vor. Sind halt Kinder.«

»Aber ich trage doch gar keine Windel mehr, Mama.«

Sie warf mir einen strengen Blick zu und wandte sich zitronengesichtig an die Verkäuferin.

»Das ist noch nie passiert! Natürlich komme ich für den Schaden auf.«

»Nein, nein, wir haben einen Dampfreiniger. Ein paar der Bälle müssen wir halt wegschmeißen.«

Mama zahlte, zerrte mich ruppig aus dem Laden und zischte: »Ab heute schläfst du wieder mit Windel.«

Ich weinte derweil leise vor mich hin.

Papa, der uns mit dem Auto abholte, sagte nichts, als er das Malheur sah. Er wickelte mich in eine Decke, die er immer im Kofferraum aufbewahrte, und setzte mich zwischen die unzähligen Schuhkartons auf dem Rücksitz.

Omas Wunsch, ein wenig italienisches *dolce vita* nach Niederbayern zu bringen, wurde letztendlich erfüllt:

Während sie unbeirrbar und unter lautem Protest meiner Mutter meinen Geburtsnamen konsequent ignorierte und mich zu jeder Zeit *Giovanni* nannte, tauschte ich in meinem frühkindlichen Sprachgebrauch das Wort Oma schon bald gegen *Nonna* ein. Irgendwann gab Mama auf, und so hatten Oma und ich unsere eigene Sprache, die uns für immer miteinander verbinden sollte: Nonna und ihr kleiner Giovanni.

Opa Ludwig hingegen befürchtete, dass sein Enkel durch Nonnas Einwirken den Bezug zur bayerischen Heimat komplett verlieren würde, und nannte mich Hansi.

Schlussendlich hatte ich gleich drei Namen:

Johannes, Hansi und Giovanni Eisner.

Mein Vater war ein »Zuagroaster aus Stuttgart«, wie Opa scherzhaft zu sagen pflegte, und meine Eltern redeten zu Hause »a bisserl sehr gepflegt«, also nahm Opa Ludwig es als seine Aufgabe an, mir den schönen süddeutschen Dialekt näherzubringen. »Damit am End' wenigstens a bisserl nieder-bayerisches Blut von der Familie übrigbleibt.«

Wenn ich mit ihm allein war, packte er seinen tiefsten Dialekt aus, und ich starrte ihn mit großen Fragezeichen im Gesicht an.

Mir wollte einfach nicht in den Kopf, warum er eine Mücke *Stauunzn* nannte, während der Grießer Toni aus dem Kindergarten, der ein Dorf weiter wohnte, *Schnougg* dazu sagte.

Irgendwann gab Opa auf – sehr zur Freude von Nonna, die im Gegenzug ihr schönsten Volksschul-Italienisch auspackte. Auch sie schlug fehl. »Nonna«, »Buon giorno«, »Gelato« sowie »Grazie« sollten für lange Zeit die einzigen Worte bleiben, die ich an italienischem Wortschatz beherrschen würde.

Opas letzter Versuch, den »Bayern im kleinen Hansi« zu manifestieren, endete in einem Fiasko.

Ich muss wohl dreieinhalb gewesen sein, da hatten meine Großeltern eine Überraschung für mich.

»Hansi, nächste Woche fahren wir drei mit dem Zug nach München, da gibt's eine große Dult!«

»Wiggerl, das Oktoberfest ist keine Dult, sondern das größte Volksfest der Welt.«

Opa setzte seinen grantigen Gesichtsausdruck auf.

»In Bayern heißt das Dult.«

Nonna verdrehte die Augen, meine hingegen glänzten. Ich wusste zwar nicht, was eine Dult oder ein Volksfest war, aber ein Ausflug mit Nonna und Opa – das klang aufregend!

Zu Hause putzten sie mich richtig heraus: das Souvenir-T-Shirt aus Nonnas letztem Italienurlaub, meine neuen Schuhe und einen grünen Filzhut. Den mochte Opa besonders gern. »Mit deinem Trachtenhut schaut gleich aus wie a echter Bayer.«

Meine erste Zugfahrt wäre für alle Beteiligten schon aufregend genug gewesen.

Nonna hatte vor Reiseantritt vergessen, ihren Zigarettenvorrat aufzustocken, und nach einer halben Stunde Fahrt und einem handfesten Streit mit Opa war die Schachtel bereits leer.

Am Münchner Hauptbahnhof angekommen, war Opa Ludwig hoffnungslos überfordert. Zu Hause war der Bus das einzige öffentliche Verkehrsmittel, aber nun sollten wir die U-Bahn nehmen. Nonna war keine große Hilfe bei der Suche nach der richtigen Station. Sie war damit beschäftigt, ihren Nikotinspiegel irgendwie zu halten.

Während Opa Ludwig indessen schwitzend herauszufinden versuchte, welcher der unzähligen U-Bahn-Eingänge der richtige war, machte Nonna sich auf, den nächsten Kiosk zu finden.

Mich hatten sie beide vergessen – ich saß noch auf der kleinen Bank am Bahnsteig, auf dem sie mir ein paar Minuten zuvor die rot-grünen Schnürsenkel gebunden hatten.

Allein gelassen in dieser ohrenbetäubenden, fremden Umgebung geriet ich in Panik und begann zu weinen. Ein Mann sprach mich an.

Von außen betrachtet muss es so ausgesehen haben:

Ein Passant sieht einen aufgelösten kleinen Jungen, der hysterisch »Nonna, Nonna!« brüllend, gefährlich nah und mutterseelenallein am Gleis sitzt.

»Wie heißt du denn?«

»Giovanni!«

»Wo sind denn deine Eltern, Giovanni?«

»Daheim!«

»Bist du ganz allein hier?«

»Nein, mit meiner Nonna!«
»Wo hast du sie denn zuletzt gesehen?«
»Im Zug!«
»Und wann war das?«
»Weiß ich nicht!«

Der vermeintliche Retter in der Not reimte sich die Familienverhältnisse des Kindes auf seine Weise zusammen:

Dieser kleine Italiener-Bub wurde eiskalt am Bahnhof ausgesetzt. Als er den Jungen mustert, wird er bleich: *I Love Neapel* prangt in rot-grünen Lettern auf dem weißen T-Shirt, dazu noch Schnürsenkel in der gleichen Farbe. Ist dieser Giovanni etwa – nein! So weit will er gar nicht denken – der Sprössling einer kriminellen italienischen Gruppierung?

Der Passant tut folglich das einzig Richtige:

Er nimmt den schreienden Jungen an der Hand und zieht ihn zu einem Bahnhofsaufseher. Das Kind wird dabei noch panischer.

Dies löst nun eine Kettenreaktion aus: Als der entschlossene Mann mit dem brüllenden Kind im Schlepptau an Ludwig vorbeizieht – der im Moment weder seinen Hansi noch seine Gattin vermisst, da er immer noch die U-Bahn-Haltestelle sucht –, eskaliert die Situation.

Ludwig nimmt nur wahr, wie sein Enkel von einem Fremden durch die Bahnhofshalle gezerrt wird.

»Oh Gott, mein Schatz wird entführt!«

Ohne nachzudenken, schreit er: »Hilfe, Polizei! Kindesentführung!«

Just in diesem Moment kommt Beate triumphierend mit einer frisch erstandenen Stange Marlboro zurück und vernimmt die grauenvolle Nachricht. In der Menge erspäht sie den Hut ihres Enkels, schießt auf den Entführer zu und

schlägt ihm das Nikotin dermaßen um die Ohren, dass dieser erschrocken das aufgelöste Kind loslässt.

Im Auge ihres Zorns ist sie sich sicher: Diese rabiate Furie mit ihrer feuerroten Mähne gehört eindeutig der Mafia an. Nichts wie auf und davon! Niemals wieder wird er sich in die Angelegenheiten anderer einmischen.

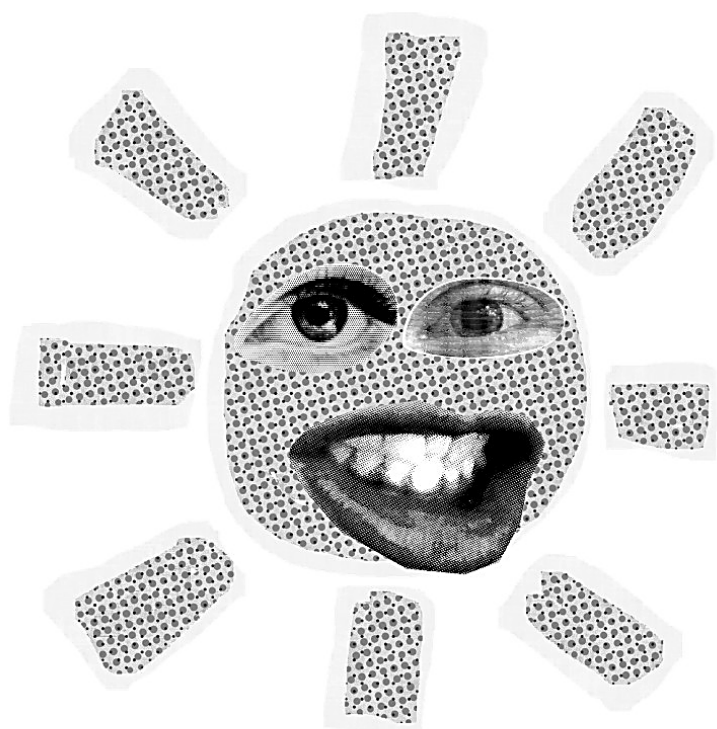
Nach diesen nervenaufreibenden fünfundzwanzig Minuten in der Landeshauptstadt verging uns allen dreien die Lust aufs Oktoberfest, und wir stiegen in den nächsten Zug gen Heimat. Nonna und Opa sprachen kein Wort miteinander. Während Opa grimmig aus dem Fenster starrte, zog Nonna genüsslich an ihrer wohlverdienten Zigarette und strich mir durchs Haar.

»Schau, Giovanni, der Marlboro-Cowboy hat dich gerettet.«

Ich wusste zwar nicht, wen sie meinte, aber Cowboys waren klasse.

Das also war sie, meine Familie.

Mit der musste ich jetzt klarkommen – und sie mit mir.



Ende.



Buchvorstellung

Rosa ist die Welt mit tiefblauen Flecken

Roman von Philipp W. Wilhelm

Bibliografische Angaben

Autor: Philipp W. Wilhelm

Titel: Rosa ist die Welt mit tiefblauen Flecken

Genre: Autofiktionaler Roman / Literarische Prosa

Umfang: 352 Seiten (DIN A5)

Veröffentlichung: 02.05.2026

Verlag: BoD – Books on Demand GmbH, Hamburg

ISBN: 9783695701308

Kindle ASIN: BOGXXWBCVL



Zielgruppe

Der Roman richtet sich an erwachsene Leser:innen ab 18 Jahren mit literarischem Interesse an Coming-of-Age- und Erinnerungsnarrativen.

Im Kern angesprochen sind drei sich überschneidende Gruppen:

Queere Leser:innen, die im deutschsprachigen Raum selten Kindheitsgeschichten finden, die ihr eigenes Erleben spiegeln: das schleichende Erkennen einer anderen Identität, ohne Drama und ohne plötzliche Offenbarung, sondern als langsames Benennen des Unbenennbaren.

Leser:innen mit Sozialisierung in der deutschsprachigen Provinz der 1980er- und frühen 1990er-Jahre: Menschen, für die Walkman, BRAVO, Masters of the Universe und Game Boy keine Nostalgie-Requisiten sind, sondern die Koordinaten einer erlebten Welt. Der Roman trifft eine Generation, die mit diesen Objekten aufgewachsen ist und sie als Träger von Bedeutung, nicht von Ironie, erlebt hat.

Leser:innen literarischer Prosa, die an Familiengeschichte, Erinnerungsschreiben und psychologisch präziser Figurenzeichnung interessiert sind – unabhängig von einer eigenen queeren Biografie. Der Roman ist kein Identitäts-Manifest, sondern ein Buch über das, was alle Familien tun: schweigen, weitergeben, verichten.

Und letztendlich ist **Rosa ist die Welt mit tiefblauen Flecken** ein Buch für alle, die wie der Autor **The Rocky Horror (Picture) Show** lieben und durch sie einen eigenen Blick auf die Welt gefunden haben.